

Ruth Kraft

Peenemünder Begegnungen

Folgende Erinnerungen beziehen sich auf die Begebenheiten, wie ich sie vor 70 Jahren wahrgenommen habe. Ich notiere sie, weil ich bei den Peenemünder Treffen der letzten Jahre kaum noch „Ehemalige“ begrüßen konnte, die die Anfänge des Peenemünder Werks miterlebt haben.

Heeresversuchsstelle - so hieß es anfänglich. Das klang anders als Munitionsfabrik, die in Deutschland seit dem Beginn des Krieges überall aus dem Boden schossen. Deshalb folgte ich dem Vorschlag meiner Schulfreundin, die sich nach dem Dienst beim „Arbeitsdienst der weiblichen Jugend“ hatte anwerben lassen, mich beim Chef ihrer Abteilung ebenfalls zu bewerben. Eine Kriegsdienstverpflichtung brauchte ich dann nicht mehr zu befürchten. Für die Tätigkeit als technische Rechnerin war bei uns beiden die mathematische Grundlage mit dem Lyzeums- bzw. Abiturabschluss gegeben.

Am 1. März 1940, als ich meinen Dienst antreten musste, hatte ich schon meine ersten Entdeckungen gemacht. Zunächst Staunen – das Brandenburger Tor! Ich kam aus einem Landstädtchen, hatte aber durch häufige Besuche bei Verwandten das echte Brandenburger Tor längst kennen gelernt. Und hier war es, flankiert von zwei Wachhäuschen, die Eingangspforte für eine in Kiefernwald hinein gebaute Wohnsiedlung. Was für ein Aufwand! Dagegen wirkten die Wohnhäuser schlicht. Die Strandstraße hatte sogar mehrgeschossige Blöcke.

Ich freute mich, dass meine Freundin Aly für mich ein möbliertes Zimmer im Obergeschoss einer Doppelhaushälfte gefunden hatte, die von einem Garten umgeben war. Familienfreundliche Weiträumigkeit – das zeichnete die Siedlung insgesamt aus. Wer hier arbeitete, sollte sich auf lange Sicht zu Hause fühlen.

Gegen das Brandenburger Tor war die Hauptwache, als Zugang zum Werk, geradezu ernüchternd. Immerhin, die weiträumige Anlage gab es auch hier, zwei Kilometer von „Peenemünde II“ entfernt. Ein großes Quadrat war der Hauptplatz mit dem Kasino und der Kantine Fischer. Dazwischen gestreut niedrige Bürogebäude und das „Haus 4“. Es war der Zugang zu dem eigentlichen Areal der „Versuchsstelle“. Dort genügte der einfache Werkausweis nicht, sondern Wachleute kontrollierten streng, ob man im Besitz einer Plakette war.

Ich erhielt meine Plakette in Rot. Um den Windkanal, für den das mathematische Büro im Haus 2 arbeitete, aufzusuchen, brauchte ich sie bereits am ersten Tag.

Denn im Gebäude des „Forschungslabors“, wie das Kernstück der Aerodynamischen Abteilung offiziell hieß, befanden sich auch die Räume der Abteilungsleitung. Und meine direkte Vorgesetzte, die Mathematikerin Elsbeth Herrmann, wollte mich dort bekannt machen.

Dr. Rudolf Hermann, der Abteilungsleiter und Stellvertreter des Werkchefs, war ein zierlicher, zurückhaltender Mann, von dem ich den Eindruck hatte, dass er mich schon wieder vergessen hatte, als er die Tür seines Büros hinter sich schloss.

Ganz anders Dr. Hermann Kurzweg, sein Stellvertreter. Ein sehr gut aussehender, sportlich wirkender, zu Scherzen mit den drei Vorzimmerdamen aufgelegter Mann, der auch mich freundlich begutachtete. Ein leichtes Sächseln in der Stimme hatte für mich obendrein etwas Vertrautes.

Das Wichtigste an diesem Vorstellungsbesuch aber wurde die Begegnung mit der Chefsekretärin Hella Kohl. Sie stammte aus Plauen und hatte die ersten Anfänge der Versuchsstelle miterlebt. Ihr Vetter, Dr. Hermann, der von der Technischen

Universität Aachen als schon bekannter Aerodynamiker nach Peenemünde kam, als der Windkanal noch gar nicht funktionstüchtig war, hatte sich seine Cousine als Sekretärin ebenso schnell nachgeholt wie seine Familie. Es funkte zwischen mir und Hella sofort. Und als die unverheirateten Angestellten ein eigenes Wohnheim auf der Düne in Karlshagen beziehen konnten, waren wir längst eng befreundet.

Doch bis das „Ledigenwohnheim L 1“ notwendig werden sollte, vergingen noch Monate. Zunächst fühlte ich mich zur Untermiete in der Waldstraße ganz wohl. Frau Behrens, meine Wirtin, war geschieden und lebte mit ihrem zweijährigen Töchterchen, Isi genannt, allein und wie es schien, sehr zurückgezogen. Ihr lag wohl auch nichts an einem persönlichen Kontakt mit mir. Für mich war sie eine zugeknöpfte, streng wirkende Norddeutsche. Abendlichen Herrenbesuch hätte ich mir nicht erlaubt. Von Hella erfuhr ich, dass sie die persönliche Referentin vom Personalchef Storch war. Ihr Büro war im Haus 1, gleich hinter der Hauptwache, wo sich auch die Räume der militärischen Leitung des Werks befanden.

Der Kopf des Werks aber saß im Haus 4. Über ihn erfuhr ich alles von Hella, der neuen Freundin, wenn wir zusammen unterwegs ins Kasino zum Mittagessen waren. Er hieß Dr. Wernher von Braun und war erst 28 Jahre alt. Sehr jung für den Technischen Direktor eines solchen Werks. Die Windkanalleitung mit besonderen Bereichen – wie Messung, Elektrik, Thermodynamik – war insgesamt älter. Und jene Wissenschaftler, die mir Hella auch gezeigt hatte, weil sie in sich gekehrt und vergrübelt unseren Weg gekreuzt hatten, erst recht. Einer von ihnen war Prof. Oberth, der schon Fachberater bei dem Ufafilm „Frau im Mond“ gewesen war.

Und wenn nicht der Krieg gekommen wäre, meinte Hella, wäre vielleicht Dr. von Braun schon seinem Ziel, sein Forschungsaggregat „A 4“ auf den Mond schießen zu lassen, ein gutes Stück näher. Und bald so berühmt wie Prof. Oberth.

Ja, der leidige Krieg! Seinetwegen war aus dem Fluggerät mit dem geheimnisvollen Namen Aggregat ein Geheimhaltungsobjekt ersten Ranges geworden. Die Forschungsstufen bekamen Nummern, aber das Wort Rakete, was genauer gewesen wäre, wagte niemand in den Mund zu nehmen. In den Vorräumen der Werkstätten und Laboratorien warnte überall das Plakat: „Pssst! Feind hört mit!“

Nachdem das mathematische Büro vom Haus 2 in die neu gebaute Bürobaracke neben das Windkanalgebäude umgezogen war, führte mich mein Weg täglich durch die zweite Sperre im Haus 4, in diesen nicht für jedermann zugänglichen Bezirk. Vorbei an großen, fabrikähnlichen Gebäuden BSM und ZW und kleineren Häusern, der MU und dem WK. Hinter den Abkürzungen verbargen sich: **B**ordausrüstung, **S**teuerung, **M**esstechnik; **Z**usammenbauwerkstatt, **M**aterialuntersuchung; **W**indkanal. Zwischen dem Windkanal und der MU nebenan gab es viele Gemeinsamkeiten. Mit dem Chef der MU und seinem Stellvertreter stand Freundin Hella in kollegial-freundschaftlichem Verhältnis. Dr. Hans Mäder wohnte mit Familie in der Siedlung, der jüngere, Albert Deppenbrock, wohnte als Junggeselle zur Untermiete in Zinnowitz.

Deppenbrock war ein Naturbursche und lud mich, die Neue, zu einem Ausflug ein, kaum dass sich die ersten Blüten des Frühlings zeigten. Die Wälder des Streckelsbergs waren voll von Leberblümchen. Ausgelassen und beglückt über den sonnigen Tag, wollte mein Begleiter mir noch etwas Besonderes für die Kaffeeeinkehr bieten: Den Inselhof am Achterwasser. Ein Lokal am Rande des Ostseebades Zempin, dessen besonderes Flair nur Insider kannten.

An dem noch recht kühlen Frühlingssonntag würden aus dem Peenemünder Werk kaum Bekannte anzutreffen sein, vermutete mein Begleiter. Ein Fehlschluss! Zwei hatten den Fußweg von Zinnowitz aus nicht gescheut. „Dort sitzt von Braun mit

seiner Sekretärin“, flüsterte mir Deppenbrock zu und fasste den einzigen besetzten Tisch im Gastraum ins Auge.

Sein Blick wurde erwidert. Man kannte sich, und Braun winkte uns zu, Platz zu nehmen. Er erhob sich höflich vor dem Fräulein Kraft vom Windkanal und stellte uns seine Sekretärin, Fräulein Hannelore Bannasch, vor. Eine aparte, fast südländische junge Frau. Klang Bannasch nicht so ähnlich wie die Namen von Freunden aus Ungarn?

„Wir kamen von Braun gerade recht“, sagte Deppenbrock auf dem Heimweg, nach einer angeregten Plauderstunde zu viert. „Es ist der letzte Ausflug für den Chef mit seiner Suleika.“ So wurde die Bannasch im Werk genannt, mit Augenzwinkern. Man hatte sie wohl weggelobt. Vorsichtshalber weit weg aus dem Umkreis des attraktiven Chefs. Dessen Interessen hatten *uneingeschränkt* seinen wissenschaftlichen Aufgaben zu dienen.

Deppenbrock nannte es einen glücklichen Zufall, „unseren Häuptling“ in seiner Zufluchtsoase getroffen zu haben, denn das war für Braun der Inselhof. In so lockerem, lebhaftem Gespräch über Menschen und Landschaft war er, der viel Gefragte und viel Geplagte, sonst kaum zu erleben.

Er hatte sein Fernglas bei sich, ließ es reihum gehen, und von dem im Schilf nistenden Wassergetier kannte er jedes mit Namen. Da für mich die Küstenlandschaft etwas ganz Neues war, erwähnte er nebenbei, dass es seine Mutter gewesen sei, die den idyllischen Inselteil als passend für die Versuchsstelle gefunden hätte. Er schien ihr dafür besonders dankbar zu sein. Naturbursche mit wissenschaftlich-technischen Ambitionen! Und kein grüblerischer Gelehrter! Sehr sympathisch.

Und überaus höflich, auch zu uns kleinen Angestellten. Traf man ihn im Werkgelände, zog er den Hut, ohne das Gespräch zu unterbrechen, das er gerade mit seinem Begleiter führte. Von seiner sportlichen Seite erlebte ich ihn während des Sommers auf der Greifswalder Oie.

Die kleine einsame Insel am Horizont war ausgewählt worden für ein Probeschießen der Modellgeräte. Dafür wurde fast die ganze Mannschaft des Windkanals mit Kuttern übersetzt. Ich vermute, dass wir, die Rechnerinnen, es unserer Gruppenleiterin Elsbeth Herrmann zu verdanken hatten, die uns diese Abwechslung gönnte. Einfach mal weg von unseren Rechenmaschinen und dem Formeleinerlei. Dr. Heybey, unser Abteilungsleiter, war für uns niederes Volk so unzugänglich, dass ihm der Gedanke wohl kaum gekommen wäre, denn nur unsere drei Mathematiker – Elsbeth Herrmann, Helmi Groth, Wolfgang Zettler-Seidel – waren beteiligt und verantwortlich für das Auflassen des Pilotballons, der für die Windmessung gebraucht wurde.

Wir, das Fußvolk, genossen also recht unbeschwert die Vorbereitungen. Der Ballonaufstieg musste erst einmal warten, denn ein Flugzeug kam auf die Oie zu. Hier gab es gar keine Landebahn. Der Fieseler Storch, so erfuhr ich, braucht auch keine. Das Kleinflugzeug von den Fieseler Werken in Kassel war wie ein Helikopter. Er setzte ziemlich dicht vor uns auf und der Pilot, der ihm entstieg, war Dr. von Braun. Von der Schießleitung war er wohl erwartet worden, die Begrüßung war dennoch betont erfreut, denn es war meistens bis zum letzten Augenblick ungewiss, ob der viel gefragte Chef seine Zusagen einhalten konnte. Immerhin gab es ja noch die militärische Leitung, mit Oberst Zanssen an der Spitze, der später zum Generalmajor befördert wurde.

Dr. von Braun kannte ich nur in Zivil, meistens salopp, mit immer demselben, etwas abgegriffenen Filzhut oder mit Seemannsmütze. Nur ein einziges Mal, bei der offiziellen Feier zum 1. Mai, die für uns alle eine Pflichtveranstaltung war, stand er,

umgeben von Offizieren der Wehrmacht, etliche aus Berlin vom Heereswaffenamt, in der schwarzen Uniform der SS. Zu unser aller Erstaunen. Viele Jahre später erfuhr ich von seiner Sekretärin Dorette Kersten, die es miterlebt hatte, wie Braun sich auf den politisch wichtigen Auftritt vorbereitete, dass sie ihm seine Abwehr gegen die Uniform mit einem Zuruf hatte nehmen müssen: „Es *muss* sein!“.

Viel besser als dieser Erste-Mai-Auftritt passte zu dem jungen Werkdirektor ein anderes Umfeld. Ich erlebte ihn gegen Ende des Sommers als Gastgeber. Ob ich am Wochenende schon etwas vorhätte, fragte er mich am Telefon. Er hätte für Besucher aus Berlin und einige Bekannte ein Abendessen im Hotel Schwabe in Zinnowitz arrangiert. Dazu wolle er mich einladen.

Es war nur ein kleiner Kreis, darunter meine Gruppenleiterin Elsbeth Herrmann. Der Oberkellner des einzigen noch intakten Hotels war ein kleinwüchsiger älterer Herr, der um seinen Lieblingsgast, den „Freiherrn“, nur so herumscharwenzelte. Dass er auch uns Namenlose Krebse und Rotwein auftischen musste, schien ihm fast unter seiner Würde. Je beflissener sich der Befrackte gab, umso lockerer wurde der Gästekreis. Die Gespräche rissen nicht ab und besonders die Berliner Gäste – allesamt weiblich – hingen an den Lippen des Gastgebers.

Es schien Wernher von Braun viel daran gelegen zu sein, dass die Personen, die aus beruflichen Gründen auf die entlegene Insel im Norden kamen, sich auch wohl fühlten. Als seine Gute Stube stellte er gern den Inselhof vor. Mit dem Bau des Werks Süd, wo das „A 4“ einmal serienmäßig gefertigt werden sollte, kamen Architekten und Bauingenieure von der Baugruppe Schlempp, die zum Baustab Albert Speer gehörte, auf die Insel. Für einige Familien wurden repräsentative Holzvillen zwischen der Siedlung und Karlshagen in den Dünensand gebaut. Aber etliche der Spezialisten kamen ohne ihre Familien und wohnten, wie von Braun selbst, mit anderen Junggesellen im Haus 5 – oder später im Haus 30.

Ich hatte inzwischen einen umfangreichen Freundeskreis und es war nicht mehr so selbstverständlich, dass ich an Wochenenden ohne Verabredung war. Aber der Inselhof lockte mich immer und so sagte ich zu, als Dr. von Braun mich bat, einigen der Architekten aus Süddeutschland, die sich im Norden noch etwas schwer taten, im Inselhof Gesellschaft zu leisten. Ich erinnere mich an einen sonnigen Sonntagnachmittag mit drei höflichen Herren, von denen der eine das ungewöhnliche Garten-Wasser-Ambiente von allen Seiten fotografierte. Dabei entstanden auch die Fotos mit mir im weißen Turban, von denen das eine, besonders charakteristisch für die damalige Zeit, später viel beachtet und publiziert werden sollte.

Vom Herbst 41 an – so habe ich es in Erinnerung – wurden die Besucher aus Berlin immer häufiger. Auch der spätere Bundespräsident Heinrich Lübke war einer von ihnen. Er war der Vorgesetzte der Architekten der Baugruppe Schlempp. Und wenn ein gewisser Herr Schönleben im Kasino auftauchte, hieß es: „Jetzt kommt Herr Schlechtessen.“ Angeblich hatte der von oberster Heeresleitung Beauftragte das Essen zu kontrollieren. Uns durfte es ja nicht besser gehen als den Soldaten an der Front.

Dass es uns besser ging, als der kämpfenden Truppe und den Bewohnern der Großstädte, wussten wir alle. Trotzdem behaupteten viele, sie bekämen allmählich den Inselkoller: Trennung von der Familie, die strengen Geheimhaltungsvorschriften! Die Werkleitung machte sich auch darüber Gedanken. Um den vollen beruflichen Einsatz aller zu gewährleisten, galt es, auch für die Feierabende Angebote zu machen. Besonders während der dunklen Jahreszeit.

Im nahen Greifswald gab es ein Theater, das immerhin noch leichte Unterhaltungsstücke und Operetten spielte. Ich erinnere mich an Theaterfahrten, vom Werk organisiert, bei denen die Plätze im Bus stets schnell ausverkauft waren.

Einmal reichten die Plätze nicht und Wernher von Braun war der erste, der seinen Platz für eins der jungen Mädchen frei machte. Er stand dann während der ganzen Fahrt neben meinem Platz und fing mit mir ein Gespräch über Bücher an, die er gelesen hatte. Zuletzt hatte ihn eine Biographie über Leibniz sehr beeindruckt. Ich kannte das Buch und es gefiel ihm wohl, dass er sich vor mir breit über das von ihm verehrte Universalgenie auslassen konnte.

Wir Theaterbesucher waren alles unabhängige Junggesellen oder –innen, so dass es keine Rolle spielte, wann der Bus uns wieder zurück brachte. Wernher von Braun liebte es nämlich, so einen Abend nach der Vorstellung noch ausklingen zu lassen, mit ein oder zwei Hauptdarstellern. Im Theaterrestaurant war er dann wieder Gastgeber und Fast-Alleinunterhalter in unserer Runde. Die Zeit der Rückfahrt bestimmte er.

Je länger der Krieg dauerte, umso spärlicher wurden solche Ausflüge. Bis sie schließlich ganz eingestellt wurden.

Mir schmeckte der Umgang mit den Formeln im mathematischen Büro und den häufigen Nachtschichten als Protokollführerin bei den Messungen am Windkanal immer weniger. Und keine Veränderung in Sicht. Da kam mir eine Anfrage von der Wehrkreisverwaltung gerade recht. Freundin Hella Kohl war die soziale Ansprechpartnerin für die vorgesetzte Heeres-Dienststelle und Hella gab sie an mich weiter: Der Wehrkreis II mit Sitz in Stettin suchte eine Referentin, die sich um die Heeresdienstverpflichteten weiblichen Jugendlichen kümmern sollte. Noch gab es ein Jugendschutzgesetz, das einzuhalten war, auch wenn die Jugendlichen in Gemeinschaftslagern untergebracht waren. Nach kurzem Überlegen nahm ich an. Ich würde es wieder mit Menschen zu tun haben.

Ich ließ viele Freunde zurück, als ich am 1. März 1943 nach Stettin ging, aber als sie plötzlich gefährdet waren, war ich wieder zur Stelle – auf meiner Insel.

Am frühen Morgen hatte es der Fernschreiber im vorgesetzten Amt, dem Generalkommando, ausgespuckt: Englische Bomber hatten Peenemünde gefunden. Siedlung und Werk waren schwer getroffen. Auf meine Bitte erhielt ich sofort den entsprechenden Dienstreisebefehl.

Dieses Papier ließ mich die schlagartig aufgebauten Sperren zur Insel passieren. Es verschaffte mir auch jegliche Unterstützung der Militärs, um bis zum Werk zu gelangen. Wo die so genannte Generalsversammlung stattfand, in der ich die Belange der Frauen vertreten konnte, weiß ich nicht mehr. Ich erinnere mich nur an die erstaunten Blicke, die mich aus den Augen jener trafen, die mich vom Sehen kannten und dieses Fräulein Niemand nun als einzige Frau entdeckten. Noch dazu als eine, die nicht unter Schock stand und bereit war, eine wichtige Aufgabe zu übernehmen.

Gegen Abend jenes aufregenden Tages fand ich mich im Inselhof ein, denn Frau Lührsen hatte mir im Gästehaus ein Quartier angeboten. In der Küche der Wirtin traf ich Magnus von Braun. Wir kannten uns schon. Als sein Bruder Wernher ihn, den Feldwebel und Piloten, zum Dienst für Peenemünde hatte verpflichten lassen, stellte sich der Jüngere vor: „Ich bin der Luftkutscher vom General.“ Gemeint war Dornberger. Und der, Chef von WaPrüf 11 beim Heereswaffenamt, leitete die Versammlung.

Für Wernher von Braun hatte man in Zempin ein Quartier gefunden. Er kam zum Abendessen zum Inselhof, mit einer seiner beiden Sekretärinnen, Charlotte Haase. Als er mich traf, sagte er: „Wenn ich Sie ansehe, ist mir zumute wie Sonntag!“ Ich war wohl die Einzige von allen, die er an diesem Tag getroffen hatte, denen man Chaos und Elend der vergangenen Nacht nicht ansah.

Nach dem Abendbrot winkte er der Sekretärin, dem „Häschen“ zu. Es gab noch Briefe zu diktieren. Dann machte er sein Segelboot klar, das im Schilf lag. „Kommen Sie mit, Kraftchen, segeln wir einen Schlag.“

Das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden. Das verstand er. Draußen, weitab vom Ufer, nahm „Häschen“ sein Diktat auf. Sie hatte den Stenogrammblock noch nicht zur Seite gelegt, als er Handtücher aus dem Bootskasten hervorkramte. „Los – ein paar Züge brauchen wir jetzt!“ Ich zögerte. Baden – vom Boot aus, das hatte ich noch nie gemacht. Beim Wiederankleiden fand ich es doch etwas genierlich. Braun lachte: „Ein schöner Rücken kann auch entzücken!“

Am nächsten Tag hatte ich meine Aufgabe erfüllt und wusste, dass alle meine Freunde davongekommen waren. Ich fuhr nach Stettin zurück.

Etwa 15 Jahre später, als ich meinen Peenemünde-Roman in Heringsdorf vorstellte, erzählte die Besitzerin des größten Pensionshauses von den letzten Tagen der Peenemünder Werkleitung: „Ja, Wernher von Braun war auch dabei!“ – Ich glaube, er hat seine geliebte Insel danach nie wieder gesehen.

Berlin, 09.04.2011